

Her mit La Guggenheim!

KUNSTLADY Ein Bildband von Stefan Moses über die berühmteste Kunstsammlerin der Welt, Peggy Guggenheim

VON KATHARINA J. CICHOSCH

Endlich sei es so weit, kündigt verheißungsvoll der Verlag seine „Begegnungen mit Peggy Guggenheim“ an. Und bevor man überhaupt die Frage stellen kann, wieso ausgerechnet jetzt dieses Buch über die legendärste Kunstsammlerin der Welt erscheint, mit Fotos, die Fotograf Stefan Moses bereits Ende der sechziger und Mitte der siebziger Jahre geschossen hat, zeigt das „endlich“ seine Wirkung: Ist eigentlich egal, her mit Peggy Guggenheim!

Die später Weltberühmte kommt 1898 auf die Welt, rasant, wie ihr gesamtes Leben verlaufen soll, das man in der nach ihrer New Yorker Galerie benannten Autobiografie „Out of this Century“ nachlesen kann und ruhig sollte: Den Mythos der unbeschwertten Kindheit als jüdisches Mädchen aus den wohlhabendsten Häusern opfert sie gleich zu Beginn. Ihr Vater stirbt auf der „Titanic“, als sie dreizehn ist.

Der Röntgenblick gilt Peggy Guggenheim ebenso wie ihrer Welt, und ihre Beobachtungen sind großartig wie grausam, lustig und bisweilen brutal wahrhaftig: Das ambigue Spiel mit der verdammten Jungfräulichkeit. Die Scham, die sie nach der Geburt ihres ersten Sohnes empfindet: Dass sie so lange dieses männliche Wesen in ihrem Innern getragen hat! Ihre finanzielle Potenz gegenüber deutlich ärmeren Liebhabern und Begleitern, die sie in geeigneten Momenten gern ausspielt. Und ihren Ehemann Max Ernst, den großen Maler, bezeichnet sie als Charakter wie geradewegs aus dem Alten Testament entstieg – wie er sie „gewaltvoll verprügelt“ und Guggenheim in anderen Momenten rasend vor Eifersucht ebenso zuschlägt, wirkt über den Schockmoment

hinaus als präzise Beobachtung jener sadomasochistischen Affekte, die so vielem Zwischenmenschlichen innewohnen, aber andernorts hübsch zivil kanalisiert werden.

Fiebrig, pulsierend und ohne Angst vor der großen Geste bahnt sich La Guggenheim nicht den Weg durch die Welt, sondern lässt sich von jener den Boden bereiten. Natürlich war ihr Haus der „coolste Ort in New York City“! Partys feiern und Ausstellungen eröffnen mit Max Ernst oder Pollock oder Duchamp oder Beckett – und André Breton hat auch noch seinen psychoanalytisch geschulten Lebensrat anzumerken: Stellenweise geriert das Buch zur rasanten Artfucker-Soap, die von der Soap unterscheidet, dass die Protagonisten hier wirklich interessieren.

Vergnügen allein reicht nicht aus

Das gefällt allerdings nicht jedem, was zu einigen schönen Verrissen führt. Zum Beispiel auf der Seite eines großen amerikanischen Onlinekaufhauses: „Zu viele Männer in ihrem Leben“, kritisiert eine Leserin dort. Schlecht geschrieben sei das Buch und langweilig sowieso. Tiefer blicken lassen die enttäuschten Versuche, Peggy Guggenheim ihre Kunstsinnigkeit gerade wegen ihres rauschenden Lebens abzusprechen: „Sie ist nicht die richtige für den Job“, heißt es da, am Ende gibt's immerhin noch generöse Anerkennung, „fürs Gründen des MoMa“ (mit der sie nun ausnahmsweise nichts zu tun hat).

Das ist das Wichtigste für den Bildungsbürger oder jenen, der gern einer wäre: Dass alles aus irgendwie gutem Grund geschieht. Vergnügen allein reicht da nicht aus. Und ein Bilderkanon an die Hand wäre vielleicht



Manchmal auf ihrem Thron, manchmal auf der Hollywoodschaukel in Venedig: Peggy Guggenheim Foto: Stefan Moses/VG Bild-Kunst

auch nicht verkehrt. In diesem Fazit gehen die zitierten Online-rezensenten ganz d'accord mit Katharine Kuh, deren Kritik über die 1979 erschienene Autobiografie Peggy Guggenheim einer späteren Edition nachträglich hinzufügte. Doch auch Wohlwollendes von Everett McManus ist hier zu lesen, der „Out of this Century“ analog zu Flau-

In den Serienfotografien kommt Stefan Moses der Persönlichkeit Peggy Guggenheims sehr nah

berts „Madame Bovary“ vor allem als Geschichte einer modernen Frau versteht – die deshalb auch nicht als Kunstexperte, sondern vor allem als sie selbst auftritt. Wer davon abgesehen tatsächlich keine Kunst im Buch finden kann, der muss schon mit Scheuklappen gewappnet sein: Vom knietiefen Minus nach einer Galerie-Gründung

über ihre fiebrige Begeisterung für einzelne Werke bis hin zu abgefahrenen Ausstellungsarchitekturen skizziert Guggenheim eine Ära von gleichzeitiger Experimentierfreude und Sorglosigkeit, an die heute kaum noch zu denken wäre.

Einige Jahrzehnte später sitzt sie auf ihrem Thron, manchmal auf dem Sofa oder der Hollywoodschaukel, in der neuen Wahlheimat Venedig. Extravagante Skulpturen-Sonnenbrille, weiße Lederstiefel, kurze Silberlocken, um sich herum ein Rudel Lhasa-Terrier. Stefan Moses ist bei ihr zu Besuch: Der deutsche Fotograf porträtiert 1969 und 1974 die dato bekannteste Kunstsammlerin, und Mä-

„Begegnungen mit Peggy Guggenheim“ ist formal die 180-Grad-Variation zur Autobiografie: Während einen die Protagonistin dort geradewegs in ihr Leben hineinschleudert, funktioniert Moses' Annäherung im wörtlichen Sinne gemächlich. Auf mehreren Seiten fährt der Blick über den Canal Grande

hinweg auf den Palazzo Venier dei Leoni, kommt näher heran, bis die Hausdame ausgelassen winkend im roten Cape auf der Terrasse erscheint. Von hier aus begleitet Moses Peggy Guggenheim in ihrem Zuhause, widmet sich der beneidenswerten Bildersammlung nebst ebenso stilsicherer Einrichtung und dem Alltag: Er ist dabei, wenn sie sich in der eigenen Galerie wie einst in New York City hinter Klapptischchen setzt oder Ketchup zum frisch servierten Mittagessen genießt oder ihr Malernachbar Bilder zur Begutachtung vorbeibringt. Oder wenn sie mit ihren Hunden Gondola fährt und dabei mal fröhlich, mal ernst, mal unfreiwillig lustig aussieht.

Moses' Fotografien folgen oft dem Prinzip der Serie. Aus diesem Überunternebeneinander kristallisiert sich parallel zur Autobiografie vielleicht ein Moment, das der Persönlichkeit Peggy Guggenheims näher kommt als jede einzelne Darstellung der exzentrischen Kunst-Lady, wie sie gern und si-

cher nicht unfreiwillig porträtiert wurde. Ebenfalls im Buch befinden sich Motive aus Guggenheims privaten Fotoalben – Moses durfte großzügig auswählen und abfotografieren. Porträts stellt er zu Collagen zusammen, die ihr Leben quasi im Schnelldurchlauf zeigen.

Sie selbst hasste das Alter. Zu schnell, natürlich: Verdammte, wo wäre Peggy Guggenheim heute im stellenweise ach so öden Superkunstjahr? Man hätte sie gern einmal angesprochen hinter ihrem Klapptischchen, in New York oder Venedig. Wer einen guten Anlass für die parasoziale Anhimmlung sucht: Diese beiden Bücher, in Kombination, sind schon mal ein guter Anfang.

■ „Out of this Century – The Autobiography of Peggy Guggenheim“ (Englisch), Carlton Books, 12,99 Euro

■ Stefan Moses: „Begegnungen mit Peggy Guggenheim“. Elisabeth Sandmann Verlag, Mai 2017, 48 Euro

Keine Disney pornos

DOKUMENTARFILM „Life, animated“ erzählt von einem autistischen Jungen, der über Disneyfiguren mit seinen Eltern kommuniziert

1994, als er fast drei ist, hört Owen Suskind auf zu reden, und stellt jegliche körperliche Kommunikation mit seinen Eltern ein. Die Eltern, ratlos, konsultieren die Ärzte und bekommen eine Diagnose: Autismus. „Manche Menschen mit Autismus fangen nie wieder an zu sprechen“, nimmt ihnen ein Mediziner den Mut – in den 90ern war man weit entfernt von differenzierteren Sichtweisen auf das breite Spektrum der Autismusstörungen.

„Unser Sohn verschwand“, erklärt Vater Ron Suskind, Journalist und Pulitzer-Preisträger im nach dessen Buch „Life, animated“ entstandenen gleichnamigen Dokumentarfilm, und meint damit Owens Rückzug in eine vermeintlich fremde, innere Welt. Vier Jahre später, in denen ihr Sohn nicht geredet und täglich Disney-Animationsfilme auf Video geschaut hat, spricht Owen nach einer Geburtstagsparty seines älte-

ren Bruders plötzlich seinen Vater an: „Walter will nicht groß werden. Wie Mogli oder Peter Pan“, sagt er.

So stellen die Eltern fest, dass man mit Owen kommunizieren kann – Owen, Disneyfanatiker seit frühester Kindheit, zitiert Szenen und Charaktere aus den Filmen, um emotionale Zustände und Situationen zu beschreiben. Fortan nehmen die Eltern über eine Handpuppe des Papageis Jago, einem Sidekick aus der 1992 entstandenen Disneyproduktion „Aladdin“, mit ihrem Sohn Kontakt auf – denn dieser, so stellt sich in dem oskarnominierten Dokumentarfilm von Roger Ross Williams heraus, bevorzugt die Nebenfiguren, die Helden oder Heldinnen helfen, ihre Mission zu erfüllen: Jago, Zazu (aus dem „König der Löwen“), oder Sebastian (aus „Die kleine Meerjungfrau“).

Regisseur Williams zeigt in seinem Film ausschließlich starke ProtagonistInnen –

Owen selbst, inzwischen Mitte 20, ist ein lauter, mitreißender junger Mann geworden, ein Autismus-Aktivist, dessen Herz noch immer den Disney-Sidekicks gehört. Seine Eltern können berührend und lebendig erzählen. Zudem nutzt Williams private Videoaufnahmen vom Aufwachsen Owens, auf denen man die Entwicklungsstörung erkennen kann, miterleben kann, wie aus dem kleinen lockigen Jungen mit dem offenen Gesicht ein verschlossenes Kind wird.

Empathie erzeugen

Viele von Autismusvarianten direkt oder indirekt Betroffene erzählen von ähnlichen Erfahrungen: dem Gefühl, den Autisten an eine fremde Welt verloren zu haben, zu der sie keinen Zutritt bekommen. Die große Stärke an Williams' Film ist, dass er diese Welt erlebbar zu machen versucht – es ist eine animierte Welt, in der die HeldInnen zeichentricktypisch stark grimasieren und per eindeutiger Mimik kommunizieren.

Genau das mag auch der Grund für die bessere Lesbarkeit der übertrieben gezeichneten Filmsituationen für AutistInnen sein. Diese Theorie wissenschaftlich zu unter-

suchen, sie bei Bedarf noch mehr als bisher in mögliche Therapieformen einzubauen, kann und muss der Film jedoch nicht leisten. Stattdessen gelingt es ihm, für einen Einzelfall – vielleicht gibt es auch viele – jene Empathie zu erzeugen, die die Betroffenen dringend brauchen.

Wie begrenzt die Disneywelt allerdings ist, macht Walter Suskind in einer Szene deutlich, in der er von der Beziehung seines Bruders zu einer Frau mit geistigem Handicap erzählt: „Die Filme enden damit, dass der Prinz die Prinzessin küsst“, erklärt er, „Owen weiß nicht, dass danach noch etwas folgen könnte, und Disney pornos gibt es nicht ...“

Es bestünden auch andere Möglichkeiten, die Millionen-gewinne des für cleane Familienunterhaltung stehenden Disney Emporium, das für die Behindertenfreundlichkeit seiner Themenparks bereits im letzten Jahr den Preis einer britischen Autismusgesellschaft verliehen bekam, sinnvoll anzulegen: Gegen eine wohlgenährte Stiftung mit Disney-Logo im Namen hätte doch wohl niemand etwas einzuwenden. **JENNI ZYLKA**

■ „Life, animated“. Regie: Roger Ross Williams. USA 2016, 92 Min.

taz.genossenschaft

DIE FREIHEIT DER MEINUNG IST UNANtazBAR.

Die Zeiten ändern sich. Bestimmen Sie mit, in welche Richtung.

die genossenschaft 25 taz

Setzen Sie ein Zeichen für Meinungsvielfalt und gegen Meinungsmache. Werden Sie Mitglied der taz Genossenschaft. Mit einer Einlage ab 500 Euro (wahlweise auch in 20 Raten zahlbar) können Sie MiteigentümerIn werden.

geno@taz.de | T (030) 25 90 22 13 | www.taz.de/genossenschaft